

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 1 (1908)
Heft: 11

Artikel: Göthe als Geistesbefreier
Autor: Markus, S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-405966>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Freidenker

Organ der Freidenker der deutschen Schweiz.

Herausgegeben vom
Deutsch-schweizer. Freidenkerbund
Geschäftsstelle: Zürich V, Seefeldstr. 111.

I. Jahrgang — Nr. 11.

1. November 1908

Erscheint monatlich. Einzelnummer 10 Cts.
Abonnement: Schweiz Fr. 1.20, Ausland Fr. 1.50 pro Jahr.
Inserate: 6 mal gesetzte Nonpareisseite 10 Cts, Wiederholungen halb.

Zur gesl. Beachtung.

Auf Grund des Beschlusses der letzten Delegiertenversammlung des Deutsch-schweizer. Freidenker-Bundes wird die Geschäftsstelle ein eigenes Heim beziehen und sind vom 1. November 1908 an alle Korrespondenzen, Geldsendungen usw. nur mehr

Zürich V, Seefeldstraße 111, 2. St.

zu adressieren.

Geschäftsstelle d. D. S. F. B.
u. Verlag des Freidenker.

Gefinnungsfreunde allsorts!

Die für die Agitation so ungünstigen Monate liegen hinter uns und es gilt nun während des bevorstehenden Winters das denbar-mögliche der Agitationsarbeit zu leisten! Trotz der ungünstigen Zeit des Sommers ist es uns gelungen, unsere Organisation wesentlich auszubauen, die Zahl der zu Beginn des Frühjahrs bestehenden Vereine hat sich verdoppelt, so daß heute über ein Dutzend lebensfähiger Organisationen den energischen Kampf für Geistesfreiheit und Volksaufklärung aufgenommen haben. In diesem Augenblicke richten wir an alle Gefinnungsfreunde die dringende Bitte, daß jeder uns nach Kräften in unserer großen Aufgabe unterstützt. Vor allem gilt es die Werbetroppel im Bekanntenkreise zu rühren, um neue Mitglieder für unsere Vereine, neue Bundesmitglieder und insbesondere Abonnenten für unser Bundesorgan den „Freidenker“ zu gewinnen, was mit Rücksicht auf den minimalen Zahresabonnementbeitrag von nur Fr. 1.20 leicht zu erreichen ist.

Unsere bisherigen Abonnenten aber bitten wir, tägliche Mittäkämpfer für unsere Ideale zu werden, indem sie die Mitgliedschaft in einem unserer Verbandsvereine erwerben oder sich als Einzelmitglieder dem Bunde anschließen (Mindestjahresbeitrag 4 Fr., Anmeldeformular S. 3 d. Blattes.)

In erster Linie aber bitten wir unsren Agitationssond zu berücksichtigen. Man denke an die ungeheuren Mittel, die unsere vereinigten Gegner ihr eigen nennen, so wird sich jeder die Notwendigkeit ergeben, daß auch unsere Kriegsfaute gefüllt sein muß, wenn wir erfolgreich weiter arbeiten wollen. Nur geringe Opferwilligkeit bei unsren Mitgliedern wird uns den nötigen materiellen Rückhalt geben. Jede Neugründung einer Sektion ist mit hohen Auslagen verknüpft und der Mangel an Geldmitteln darf uns in unserer Agitation nicht lähmeln.

Unsere Bundesmitglieder können uns dadurch wesentlich unterstützen, daß sie die Bundesbeiträge pro 1909 im voraus entrichten, sonst wie dazu in der Lage sind.

Schon heute kann sich unsere junge deutsche Organisation in der Schweiz neben den bereits seit Jahren bestehenden italienischen und französischen Bruderorganisationen sehen lassen, und wenn wie bisher weiter gearbeitet wird, wird unsere Organisation in Kürze ein wertvoller Faktor für das ganze kulturelle Leben des Schweizerlandes werden.

Deutsch-schweiz. Freidenkerbund.

Göthe als Geistesbefreier.

Von Dr. S. Markus, Zürich.

Die letzte Nummer der jeweilen am 15. eines Monats herauskommenden „Monatsrundschau für wissenschaftlich begründete Weltanschauung und Gesellschafts-Reform“: „Menschenheitsziel“*) die in ihrer vornehmen Ausstattung sowohl wie in ihrer inhaltlichen Gediegenheit gleich empfehlenswert sind, enthält an erster Stelle eine ausführliche Arbeit mit obiger Überschrift aus der Feder des in Zürich wohnenden Schriftstellers Adolf Teu-

tenberg, dessen Ausführungen für jeden Goethefreund und Freund geistiger Freiheit und Unabhängigkeit von höchstem Interesse sind. Der Verfasser fühlt sich gedrungen, den wiederholten Versuchen der katholischen Kirche, Goethe womöglich zu ihrem Vorkämpfer zu stempeln, entgegenzutreten, und er tut dies, indem er durch die Zusammenstellung fleißig gesammelter Goethe'scher Zitate und Ausprüche ein Bild zu entwerfen versucht von dessen Verhältnis zur Kirche im Speziellen und zur Religion im Allgemeinen. Das dabei zutage geförderte Material ist umso interessanter, als es in jener Gesamtheit einen schlagenden Beweis für das Nichtchristentum Goethes liefert, der an Deutlichkeit und absoluter Gültigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. —

Wohl finden sich in den Werken des Dichters hier und da Stellen, die ein flüger Geistlicher für seine Tendenzen nicht nur ausbeutet, sondern selbst ins Feld führen könnte. Man denkt an die katholisierte Wendung am Schlusse der „Wahlverwandtschaften“, an die dichterische Verwaltung des katholischen Heiligenkultus im „Faust“! Doch sind solche Momente einzig und allein auf das Konto des Goethe'schen Objektivismus zu setzen, während sie das persönliche Gefühl des Dichters höchst verdammten:

„Sch heidnisch? — Nun, ich habe doch Gretchen hirrichten und Ottiles verhungern lassen. Ist das den Leuten nicht christlich genug? Was wollen sie noch Christliche?“

Eine blutige Satyre liegt in diesen Worten, eine Satyre, deren Ausdruck dem eigenen Herzen wohl tun muß. Goethe war durch schlimme Erfahrungen an ihr getroffen. Auf seinem Reisen in Italien hatte er die düstern Schattenseiten der katholischen Kirche kennen und hassen gelernt. Dort sah er ein, daß vor der Reinheit und Einfachheit des in der Apostelgleichheit dargestellten Christentums so gut wie nichts mehr vorhanden war, daß nun ein „unfehlbares, barbares Heidentum auf jenen gemütlischen Anfangen lastet“. Sein „protestantischer Diogenismus“ machte ihn Papst und Pfeife verachten, als er den ersten „wie ein gemeiner Pfaffe sich gebernd und murmelnd“ erblickte, und in den lehsten sah er nichts als eine „Fazce“, für deren „Hofkaputzen“ er sich „verdorben“ hielt.

In allem und jedem aber erkannte er den Geist des Geschäftes und des Geldmachens. Er sah, wie die heiligen Zeremonien dazu benutzt wurden, um die Besitzer des Clerus zu stillen, und er verdammte das Land, „wo man für lauter Kreuz und Christ, ihn eben und sein Kreuz vergißt“.

„Wie sie klingeln die Pfaffen! Wie angeleget sie's machen,

Daß man komme, nur ja plappre wie gestern so heut!...“

rief er aus, höhnte: „Laßt euch nur von Pfaffen sagen, was die Kreuzigung eingetragen“, und rügte den „Vortell“, den „die Pfaffen aus diesem sommervollsten aller Ereignisse zu ziehen gewußt haben.“

„Die Kirche hat einen guten Magen, hat ganze Länder aufgefressen, und doch noch nie sich übergeßen: Die Kirch' allein, meine lieben Frauen, kann ungerechtes Gut verdauen.“

flagt er im „Faust“.

Wo aber die geistlichen Interessen in der Erlangung von Besitz gipfeln, da könnte für die Religion nichts Gutes herauskommen. Denn nur eine abergläubische und „bornierte Masse“ würde sich von ihr ausbeuten lassen, und dieser Umstand im Verein mit der Herrschaft des Clerus mußte zu einer Bildungsfeindlichkeit führen, die für Kirche und Menschheit gleich verderblich war. —

Graide der Umstand, meint Goethe, daß die Kirche-herrschaft will, hat in ihren Sätzen so „gar viel Dummes“ entstehen lassen. Damit der „bornierten Masse“ aber auch jeder Gedanke an Widerstand und Selbständigkeit genommen sei, hat ihr „die hohe, reich dotierte Geistlichkeit“, die „nichts mehr fürchtet, als die Aufklärung der Massen“, auch „die Bibel vorenthalten“.

Was sollte auch ein armes christliches Gemeindeglied von der fürstlichen Pracht eines reich dotierten Bischofs denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armut und Fürstigkeit Christi steht, der mit seinen Jüngern in Demut zu Fuß ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Karosse einherbrauchte? Zu dieser Pompaftaltung jedoch braucht es Geld, und das führt zu der bereits geschilderten Geldgier der katholischen Kirche, vor deren Käuflichkeit Goethe dringend an ihr Bekämpfungs-Zumutungen zu stellen wagt:

warnt: „Ja, fangt mit Rom nur einmal an: da seid ihr angeführt!“

Denn Rom will alles nehmen, geben nichts; Und kommt man hin, um etwas zu erhalten, Erhält man nichts, man bringe denn was hin, Und glücklich, wenn man da noch was erhält“...

Mit Verachtung und Grimm wendet sich Goethe von solchen Zuständen ab. Der katholische Glaube ist ihm ein „Widomach von Irrtum und Gewalt“, dessen Annahme er als „Untergang“, als ein „Erfüllen“ am Wiederkäuen „sittlicher und religiöser Absurditäten“ brandmarkt. Dem entsprechend lehrt er der „Barbarei des Mittelalters“ verachtungsvoll den Rücken, um in den hohen Sphären des klassischen Altertums Reinigung und Wahrheit zu finden. Goethe wird Freidenker, der das „rohe, geschmaclose, geistesverderbliche Fratzenwesen“ der katholischen Religion von sich stößt, bestrend:

„Vieles kann ich ertragen, die meisten beschwerlichen Dinge

Duld ich mit ruhigem Mut, wie ein Gott mir gebot. Wenige sind mir wie Gift und Schlange zuwidder, Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und † —

Damit hat Goethe jede Religion abgetan — auch den Protestantismus. Wohl verherrlicht er in verschiedenen Berien die Tat Luthers und die Erlösung durch dessen Reformation, indem er schreibt:

„Dreihundert Jahre hat sich schon
Der Protestant erwiesen,
Doch ihm vom Papst und Türkenthron
Befehle doch verdröhnen.
Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht
Der Prediger steht zur Wache
Und daß der Erbfeind nichts erreicht
Ist aller Deutschen Sache.
Auch ich soll gottgegebne Kraft
Nicht ungern verlieren
Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestieren.“

Wohl führt er aus:

„Wir wissen garnicht, was wir Luther und der Reformation im allgemeinen zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Vorurteile, wir sind infolge unserer vorwadenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzufahren und das Christentum „in seiner Reinheit zu fassen.“

Ein Protestant war er nicht. Die angeführten Zitate dienen ihm lediglich dazu, gegen die geistige Gewaltsherrschaft der katholischen Kirche aufzutreten, während ihm aus der protestantischen Glaube zu wenig Wahrheit aus dem Zeugnis „der fünf Sinne“ und zuviel „auschließliche Intoleranz“ bot, als daß sich sein freier Künstler und Dichtergeist darin in seiner ganzen Weite hätte betätigen können. — Gute schon der Knabe den „Heilswahrheiten“ der Kirche mißtraut und die einmal gehörte Behauptung, „jeder Mensch müsse doch im Grunde seine eigene Religion haben“, eng in sein Herz geschlossen, so empfand es der von herrenhüterischen Ideen bewegte Mann schon bei Zeiten als notwendig, sich von der herrenhüterischen Brüdergemeinde sowohl wie von den „andern werten Christenfeelen“ loszulösen.

Bis an sein Lebensende ist Goethe Freigeist geblieben. Das zeigt seine Abneigung gegen jeden Besuch der Kirche, auf deren „Heils- und Gnadenmittel“ er verzichtete, um auch ohne ihren „Trostspruch“ — als „Verstöter“ — aus dem Leben zu scheiden.

Vor der christlichen Religion, berichtet Kestner über den Wehrarer Goethe, „hat er Hochachtung, nicht aber vor der Götter, wie sie unsere Theologen darstellen. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten. Denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug überzeugt.“

So bleibt Goethe auch der Laufe von Schiller's Söhnen fern, indem er erklärt, daß ihn „diese Zeremonien gar zu sehr verstimmen“. Und so weißt er auch jeden Versuch, seine Gefinnung zu ändern, mit Entschiedenheit und oft auch mit Satyre zurück.

Wenn nur die ganze Lehre von Christo nicht so ein Scheinding wäre, daß mich als Mensch, als eingeschränktes, bedürftiges Ding rasant macht, so wäre mir auch das Pferd lieb“, schreibt er 1775 an Herder, als dieser ihm seine Erläuterungen zum neuen Testamente überendet, und noch in seinem hohen Alter höhnt er, als man ihm Bekämpfungs-Zumutungen zu stellen wagt:

*) Bei Otto Wigand in Leipzig. Herausgeber: Dr. H. Molenaar, Nürnberg.

„Ich habe als sechzehnjähriger Knabe ein dithyrambisches Gedicht geschrieben, was sogar gedruckt, aber nicht bekannt geworden, und das erst in diesen Tagen mir wieder in die Hände kommt. Das Gedicht ist voll orthodoyer Vorherrschaft und wird mir als herlicher Raub in den Himmel dienen.“ —

Am entschiedensten aber sprach sich Goethe in seinen Briefen an den befehlungseifigen und wundergläubigen Lavater aus, der ihn mit lästigen Andringlichkeiten seinem Glauben zurückzugeben versuchte.

„Und daß du mich immer mit Zeugnissen packen willst!“ schreibt er in einem seiner ersten Briefe an den Zürcher Freund. „Wozu die? Brauch ich Zeugnis, daß ich bin? Zeugnis, daß ich töte? Nur so töte, leb, bet, ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie Taugende oder Einer vor mir das gefühlt haben, das mich kräftigt und stärkt. Und so ist das Wort der Menschen in mir Wort Gottes, mögen es Pfaffen oder Huren gesammelt und zum Kanon gerollt oder als Fragmente hingestellt haben.“

Und als das Lavater nicht genügen wollte und er Göte von seinem ungefürsteten Christi-Durst erzähle, daß teilte ihm der Dichter mit, dieser habe ihn „gejammert“. „Du bist überdran, als wir Heiden“, schrieb er ihm, „uns erscheinen doch in der Not unsre Götter“. Auch er sei „aus der Wahrheit, aber aus der Wahrheit der Finne“. „Du du deinen Glauben und Liebe wiederholt predigt, finde ich es nötig, dir auch den unsrigen als einen ehreren bestehenden Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den du und eine ganze Christenheit mit den Augen eures Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen, noch in seinen Tiefen ertrinken kann!“ —

Über diesen Glauben liefert Leutenberg folgende Angaben:

„Es sträubt sich dieser Glaube dagegen, die Persönlichkeit Christi, die er mit klaren Augen betrachtend in den Strom der menschlichen Entwicklung stellt, als das Universalprinzip der Menschheit, als das Eins und Alles religiöser und sonstiger Kultur, als „aller Menschen Geburt und Grab, A und O und Heil und Seligkeit“ zu lobpreisen. Goethe kann es „nicht anders als ungerecht und einen Raub“ nennen, der sich für die gute Sache nicht zieme, daß Lavater „alle künstlichen Fäden der tausendfachen Geistflügel unter dem Himmel“ (gemeint sind die großen Geistesprodukte der übrigen herborragenden Männer) ihnen, „als wären sie unspruchbar“, ausraufe, um seinen „Paradiesvogel“ (gemeint ist Christus) „auschließlich damit zu schmieden“: die christlich-orthodoxe Beschränktheit muß Goethe „notwendig vertrieben und unteidlich scheinen“, da er sich „einer jeden, durch Menschen und den Menschen offenbarten Wahrheit“, als „Schüler“ hingibt, d. h. da er die christliche „Offenbarung“ in einer Reihe stellt mit den übrigen Offenbarungen des menschlichen Geistes.“ —

In diesem Sinne schreibt Goethe an Lavater:

„Du findest nichts schöner als das Evangelium; ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begünstigter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich. Du hälst das Evangelium, wie es steht, für göttliche Wahrheit; mich würde eine vernünftige Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt, daß Feuer löst, daß ein Weib ohne Mann gebiert, daß ein Toter aufersteht, vielmehr halte ich dies für Lästerung gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur.“

Darum hält er die „veralteten barbarischen Terminologien“ der Bibel mit ihren „albernen Märchen mit Unbetrug“ und befommt „die Geschichte des guten Jesus so satt“, daß er sie „von keinem als allenfalls von ihm selbst hören“ möchte. Von nun an bezeichnet er sich mit Vorliebe als „desidierter Nietzschianer“, als „lebendiger Heiden“, der es für „Prätention, Eitelkeit und theologische Latschenpielerei“ hält, daß man ihn das Märchen von Christus“ oder die „schohle Kindergehirnempfindung“ eines persönlichen Gottes glauben mache will.

„Das Märchen von Christus“, erklärt er, „ist Ursache, daß die Welt noch zehntausend Jahre stehen kann und niemand recht zu Verstande kommt, weil es ebenso viel Kraft des Wissens, des Verstandes, des Begriffs braucht, um es zu vertheidigen, als es zu bestreiten“ . . .

Und da wollen katholische Geistliche Goethe als Kämpfer ins Feld führen, wollen es obwohl der große Weimarer Meister selbst fest davon überzeugt war, daß „sein Zeugnis in der christlichen Kirche gar wenig bedeuten“ könne! — —

Kein neuer Kultus!*

Dr. Leo Kullmann, Karlsruhe.

Germann Hesse stellt im Augustheft den Sab auf, daß der Menschenseele die unentbehrlichste und höchste Pflichtung zuließ aus dem Quell religiöser Betätigung. Wer die Menschenseele genauer kenne, müsse das zugeben. Ich kenne nur eine „Menschenseele“ genauer. Das ist meine eigene. Und diese Seele bedarf durchaus keiner „religiösen Betätigung“. Bekirkt nur ich eingestehen, daß ich „so gnisch, so blaßt oder so umflug“ bin, um die Notwendigkeit religiöser Betätigung nicht einzusehen. Da ich mich ferner für ziemlich normal halte, so schreibe ich vor einer Verallgemeinerung dieses durch Reflexion gewonnenen Ergebnisses nicht zurück und behaupte feierlich, daß der moderne Kulturmensch — wohlbestanden, zum Unterschied von dem Menschen der Gegenwart — ähnliche Bedürfnisse nicht hat. Hesse scheint das auch zu befürchten, wenn er seine Betrachtungen über den neuen Kultus mit der War-

nung einleitet, der Monismus solle sich nicht nur des Verstandes der geistigen oberen Zehntausend bemächtigen. „Nicht nur“ — einverstanden. Wohl aber: „zuviel ist“. Die anderen kommen dann von selbst. Sämtliche Monisten, mit denen ich bisher über die Frage sprach, waren meiner Meinung und mehrere sehr eifrige Gejüngsgenossen fühlte ich nur deshalb nicht für unseren Bund gewinnen, weil sie den Monismus für eine neue Religion hielten. Einer erklärte drastisch: „Ich brauche keine Andachten. Ich bin fest überzeugt, daß es keine größere Gefahr für unsere Bewegung geben könnte, als wenn die von Hesse vertretene Strömung die Herrschaft gewinnen würde.“ Und zwar aus zwei Gründen. Zunächst würden wir das radikale Element, dessen wir so dringend bedürfen, verlieren. Mit den schönsten Redensarten könnte man die wohlbegündete Furcht vor einem „Rückfall in furchtbaren und priesterlichen Zwang“ und vor dem Gespenst einer monistischen Kirche nicht bannen. Der zweite noch wichtige Grund ist folgender: Unser Kampfplatz ist der menschliche Verstand. Wenn sich die positiven Konfessionen auf dieses Gebiet mit uns wagen, so müssen sie unterliegen. Ihre Dogmen werden durch die Forschung widerlegt. Ganz anders aber muß die Entscheidung ausfallen, wenn der Kampf sich dreht um das sogenannte „Gemüt“. Welche enormen Machtmittel, sich des menschlichen Gemüts zu bemächtigen, stehen der Kirche zu Gebote, und was können wir demgegenüber bieten? Die stärkste Fessel des menschlichen Gemüts sind die Eindrücke seiner Kindheit. Die Gewohnheit ist seineonne. Welche unwiderrückliche Gewalt übt der Klang der Osterglocken auf den ungläubigen Hauf aus, indem er den frommen Wahn der Kindheit zurückzaubert! Wenn alle Gründe des Verstandes verfliegen, dann hat die Kirche immer noch die zugrätzige Behauptung: das menschliche Gemüt braucht mich. Man sieht, welch gefährliches Zugeständnis Hesse ihr macht. Leider erlaubt uns Hesse seine Begriffsbestimmung von Religion und religiöser Betätigung vor. Er sagt uns zwar, wo sich die religiöse Betätigung vollziehen soll, nämlich in lichtdurchfluteten Säulentempeln. Worauf sie aber befehlen soll, darüber schwiegt er. Es soll doch wohl irgend etwas angebietet werden. Anders kann ich mir wenigstens derartige Andachtsveranstaltungen nicht denken. Aber was denn? Die Sonne, das Meer? Offenbaren sich denn nicht nach monistischer Weltanschauung in der Natur nur zwei oder drei waltende Naturgesetze? Was gibt es denn da anzubieten? Ist uns denn die Welt immer noch nicht entgötzt? Ich behaupte ganz ernstlich: Von einem solchen Kult bis zur Personifizierung der Naturgewalten, bis zum heidnischen Götzenfest ist nicht einmal mehr ein Schritt. Das ist Dualismus mehr, das ist Monismus. Wo würde uns denn nicht die Kirche ganz mit Recht entgegenhalten, daß der monotheistische Kult immer noch himmelhoch über derartigen Andachtsübungen steht?

Es ist nicht unwahrheinlich, daß ich Hesse mißverstanden habe. Aber dann ist er selbst schuld daran. Er soll uns deutlich sagen, was er unter religiöser Betätigung versteht. Er sagt uns vielleicht: Es soll gar nichts angeboten werden. Es soll nur durch Musik, Dichtung und bildende Kunst auf das Gemüt eingewirkt werden. Schön. Über dann fort mit dem irreleitenden Wort „Religion!“ Worum das Kind nicht mit dem rechten Namen nennen. Hesse sagt uns vielleicht: Was ich „Predigen“ nenne, sind nur monistische Vorträge. Gut. Was hat es denn für einen Zweck, sie Predigen zu nennen. Die Verwendung solcher Worte bringt uns in den Verdacht der Profeshörner. Die Worte werden unsern Gegnern als Mitteln gelten, fromme Gemüter zu uns herüberzuziehen. Wir können aber keine Mittäfer brauchen, sondern nur überzeugte Anhänger.

Wie dem auch sei, es ist dringend nötig, daß uns Hesse seine Ziele ausführlicher schildert, damit eine gründliche Verständigung möglich ist. Und eine solche ist dringend notwendig, denn es sind Anzeichen dafür vorhanden, daß Hesse mit seinen Vorschlägen nicht allein dascheit, sondern bereits eine Strömung innerhalb unserer Bewegung vertreten.

Vier Grundartikel einer wissenschaftlichen Weltanschauung.

Im zweiten Oktoberheft der Frankfurter Halbmonatschrift das „Freie Wort“ formuliert ein Mitarbeiter des Blattes unter dem Pseudonym *Philosophus* die nachstehenden vier Leitätze. Zur Einleitung hebt der Verfasser die Wichtigkeit der Aufstellung eines kurz gefassten Programms hervor, ist sich aber selbst bewußt, daß es sich bei den nachfolgenden Sätzen nur um einen Erklärungsversuch handelt, der noch verbessertsfähig ist. Wir bringen diese Sätze hierfür zur Kenntnis unserer Leser. Ob der vierte Artikel, der den Staat und sein Verhältnis zur Kirche behandelt, notwendig den übrigen drei Artikeln, die vollständig unpolitisch sind, angefügt werden mußte, mag dahingestellt bleiben. Staat ist ein sehr verschieden bewerteter politischer Begriff, und wenn es sich um ein grundlegendes Programm für die Weltanschauung handelt, so ist es unmöglich, diesen Begriff in diese Grundsätze hineinzuziehen, da doch viele, die voll und ganz auf dem Boden der modernen Weltanschauung stehen, trotzdem in ihrer persönlichen Ansicht von dem landläufigen Staat begriff abweichen. Die Artikel lauten:

1. Alles Sein und Geschehen verläuft nach den ewigen, ehreren, großen Gegebenen, nach denen wir alle unsres Daseins Kreise vollenden müssen. Es gibt im Kreise des Gegebens keine Wunder und Willkürhandlungen, kein providentielles (überredliches) Eingreifen in die geschlossene Kettensilberkette (Ursachenkette) des Weltgeschehens, vollends keine Möglichkeit, die weltleitenden Mächte durch Gunstbe-

werbung zu bestimmen. Eine ursprüngliche, gewollte Zweckmäßigkeit ist nicht erweisbar. Pietät für das All kann nur in dem Sinne empfunden werden, daß sich in ihm ein gewaltiges Spiel von Kräften nicht in wilder Regellosigkeit, sondern so vollzieht, daß es in Gesetzen formuliert werden kann. Nicht aber in dem Sinne ist solche Pietät möglich, daß im Weltgebeten irgendeine Rücksichtnahme auf das Wohle des Menschen zum Ausdruck käme. Für die Schaffung seines Wohlseins ist der Mensch ganz auf sich selbst angewiesen.

2. Der Mensch, als dem animalischen (tierischen) Naturboden entstiegen, ist auch hinsichtlich der Dauer seiner Existenz den gleichen Gegebenen unterworfen, die alle Organismen beherrschen. Die Erde ist seine einzige Heimat; es gibt kein Leben nach dem Tode, kein Zenit. Der Sinn und das Glück seines Lebens muß sich im Diesseits erfüllen.

3. Das Streben nach eigenem Glücke muß aber zunächst, da der Mensch ein Wesen ist, das schließlich nur im Zusammenfluß mit anderen sich erhalten und nur in der Gemeinschaft gedeihen kann, dazu drängen, die Grundordnungen der Gesellschaft als allgemein verpflichtend zu rezipieren. Da noch mehr: sein eigenes richtig verstandenes Interesse muß ihn dahin führen, seine ganze Bekämpfung in der Hingabe an die wahren Zwecke der Gesellschaft und in der Förderung des Gedeihens derselben zu suchen. Daraus weist ihn auch das in seiner Naturanlage vorhandene Mitgefühl und das ebenfalls in der gesunden Menschenatur angelegte Bedürfnis hin, seinem Dasein einen Wert zu verleihen.

4. Der Staat als weltlicher ist loszulösen von dem nicht mehr zeitigen Verwachselement mit religiösen Vorstellungen und Einrichtungen. Nicht befugt, in Vertretung beiefs Realisierung (Wirklichung) einer bestimmten Weltanschauung Andersdenkende zu vergewaltigen oder auch nur zurückzuweisen, wird er insbesondere über die Religionsgemeinschaften lediglich im Interesse des Staatszwecks eine sorgfältige Aufsicht über, feineswegs darüber hinaus, in deren innere Verhältnisse eingreifen. Die Religionsgemeinschaften haben in die Stellung sich selbst erhaltender, vom Staat nicht subventionierter (unterstützter) Privatgesellschaften zurückzutreten. Alles in den öffentlichen Einrichtungen der Weltlichkeit des Staates widerprechende (Gid mit religiösen Formeln, religiöse Symbole und Handlungen im Zusammenhang mit staatlichen Institutionen usw.) muß verschwinden. Die Staatschule ist die weltliche Schule mit menschlich-natürlich begründetem Moralunterricht. Auf der sittlichen Bildung ihrer Glieder beruht die Selbstgenügsamkeit der Gesellschaft als Rücksicht der Stütze durch religiöse Wahrvorstellungen. —

Fünf Beweise für die Nichtexistenz Gottes.

Von Dr. Jules Garret, Chambéry.
Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von
P. Blattner, Basel.

Nachdruck verboten.

V.

Beweis vermittelst der Nichtexistenz der Seele.

Was ist die Seele?
In alter Zeit war die Seele das, was belebt, was das Leben ausmacht. Die Tiere als belebte Wesen hatten notwendigerweise Seelen.

Die Genesia sagt: „Ihr werdet kein Fleisch mit seiner Seele, d. h. mit seinem Blute essen.“

Die Bibel Sitzus V., die vom Trieren Konzil als authentisch erklärte Bibel, schreibt vor (Leviticus XVII, 13), das Blut der Tiere zu vergießen, ehe man ihr Fleisch ißt, und fügt sofort hinzu (Leviticus XVII, 14): denn die Seele alles Fleisches ist in dem Blute (Anima enim omnis carnis in sanguine est).

Die protestantischen Bibeln, welche weniger gefälscht sind, als die katholischen, drücken sich an derselben Stelle ebenso aus mit dem Zusatz: „Das ist seine Seele“.

Die Seele war auch der Atemhauch. Als Gott den ersten Menschen aus dem Schlamm der Erde gebildet hatte, hauchte er ihm an und gab ihm so das Leben (Genesia II, 7).

*

*

Plato hatte vor nahezu 23 Jahrhunderten angenommen, daß unsere Seele aus zwei Teilen besteht, der animalischen Seele und der vernünftigen Seele.

Sehr spät, im 14. Jahrhundert, wurden die Scholäster ein wenig zu Platonikern; sie meinten, ein jeder von uns sei im Besitz von zwei Seelen, einer animalischen und einer vernünftigen Seele. Die letztere, sagten sie, besteht genau die Gestalt des Körpers. Sogar das 15. ökumenische Konzil erklärte, „die vernünftige Seele sei ihrem Wesen nach die Gestalt des menschlichen Körpers“ und verhängte den Kirchenbann über jeden, der es wagen sollte, das Gegenteil zu behaupten.

Zu dieser Zeit glaubte man fest an Paradies und Hölle, man sprach sogar schon vom Fegefeuer; aber man glaubte immer noch, die Menschen kämen in das Paradies oder in die Hölle erst nach der Auferstehung der Toten, welche das Gredo als „Auferstehung des Fleisches“ (carnis resurrectionem) bezeichnet; d. h. nach dem Ende der Welt und nach dem allgemeinen Gericht, welches Gott im Tale Josaphat abhalten wird. Sicherlich würden die auferwachten Leiber auch Seelen haben, da sie auferwachten, also lebendig sind, aber nicht ihre alten Seelen; die Christen hatten nicht die Vorstellung von einer Persönlichkeit der Seelen. Ebenso wenig hatten sie die Vorstellung von Freuden und Leiden der Seelen; diese waren nur das Leben der Körper. Die Belohnungen und Züchtigungen betraten wesentlich die Körper.

Das gefürchtete Jahr 1000, welches den Tod des Weltalls bringen sollte, war längst vorüber; die Christen

* Wir entnehmen diese Ausführungen dem Oktoberheft der Zeitschrift „Der Monismus“, Verlag des Deutschen Monistbundes.